



Feierabend



Die Beichte einer Zehndollarnote.

Von D. Henry.

Auch Geld kann sprechen! . . . Oder glaubt ihr, daß die Erzählung einer alten Zehndollarnote uninteressantes Gewäsch sei? Gewiß, wenn ihr euch zu den Leuten zählt, die es vorziehen, dem Gehent des Schekbuches eines Bankiers zu lauschen, einem Gebel, das durch ein Megaphon noch mächtiger gemacht wird — dann ist das eine andere Angelegenheit! Aber merkt euch, daß auch der kleinste Schein oft ein goldenes Wort sagen kann.

Ich bin eine Zehndollar-Staatsbanknote aus der Serie vom Jahre 1901. Vielleicht habt ihr eine solche sogar schon gesehen! In der Mitte ziert mich der amerikanische Bison, den man zu Unrecht einen Büffel nennt, und in den Ecken — die Gesichter des Kapitän Louis und des Kapitän Clark. Auf der Rückseite steht auf einem Orangenbaum die zierliche Gestalt der Freiheit oder der Ceres. Wolltet ihr mich in klingendes Geld umwechseln, bekämet ihr zehn harte Dollars.

Bitte, mir meine etwas gewöhnliche Sprechweise nicht übelzunehmen. Eine alte, schmutzige Zehndollarnote hört eine richtige Aussprache gar so selten! Ich habe bisher nicht einen wirklich kultivierten und gebildeten Menschen kennengelernt, der mich länger als bis zum nächsten Gasthaus hätte halten können.

Sechs Jahre lang war ich in lebhaftem Umlauf. Ich nehme an, daß ich so viel Schulden bezahlt habe, als der sterbliche Mensch haben kann. Welche Menge Menschen hat mich besessen!

Eines Tages zante ich mich mit einem schmutzigen, zerfetzten Fünfdollarschein. Wir trafen uns zufällig am vollgepfropften und stinkenden Geldbeutel eines Schlächters.

„Se du, Dohse du“, meldete ich mich, „mach dich nicht so breit! Du könntest eigentlich schon für immer in die Bank zurückkehren. Für einen aus der Serie vom Jahre 1899 treibst du dich lange genug herum.“

„Na, na, tu dir nichts an. Glaubst du, weil du einen Büffel hast, ist alles nur für dich da!“ wehrte mein Nachbar ab. „Du würdest anders reden, wenn man dich so den ganzen Tag unter einem dicken halbbaumwollenen Strumpf quetschen würde. Du würdest gleich zu knistern aufhören!“

„Von solchen Geldbörsen habe ich noch nie gehört. Wer war denn dein Besitzer?“

„Ein Dienstmädchen.“
„Was ist denn das für ein Geschöpf?“
„Du wirst es erst dann kennenlernen, wenn das Zeitalter der Ausbeutung der Arbeitskraft aufhört.“

Die Zehndollarnote mit dem Kopf Washingtons, die unter mir lag, mischte sich in unser Gespräch:

„Hör auf zu jammern! Der halbbaumwollene Strumpf paßt dir nicht? Wenn du wie ich unter einem dicken Baumwollstrumpf geschwitzt und im Staub der Fabriken geknust hättest, dann erst würdest du etwas vom Leben.“

* * *

Es war am Morgen nach meiner Ankunft in New York. Ich kam in einem Bündel, das aus fünfzig Zehndollarnoten bestand, aus der Fabrik in Pennsylvania in die Brooklyn-Bank. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch keine Bekanntschaft mit den Geldbörsen der Besitzer von Zehndollarnoten gemacht.

Ich hatte Glück. Ich kam nicht aus dem Umlauf. Manchmal ging ich im Laufe eines Tages zwanzigmal von Hand zu Hand, meine Besitzer verdanken mir viele Annehmlichkeiten. Ich glaube, daß ich ausnahmslos an jedem Sonnabend auf einen Schantisch geworfen wurde. Eine Zehndollarnote wirst man immer auf den Schantisch, dagegen wird eine kleinere Banknote immer gefaltert in die Hand gedrückt. Ich lernte, auf mich aufzupassen, und bemühte mich, nie in eine Weinlaube zu fallen. Eines Tages fand ich mich in einem Bündel fetziger Banknoten, die Eigentum eines Hausierers waren. Verpörfelt dachte ich schon, ich wäre für alle Zeiten stecken geblieben, denn der künftige Chef eines Warenhauses gab für seinen Lebensunterhalt täglich acht Cents aus. Aber eines schönen Tages stellte mein Warenhändler seinen Wagen an einer Straßenecke auf, was verboten war, und diese Übertretung der Vorschrift erregte mich. Immer dachte ich mit Dankbarkeit an den Polizisten, der mich bekam. In einem Zigarrenladen wechselte er mich in Kleingeld um. Hinter dem Laden wurde in einem kleinen Zimmer Hazard gespielt. Das Spielglück des Revierinspektors war auch mein Glück. Am nächsten Abend gab er mich in einem Lokal auf dem Broadway für Wein aus. Und wieder lehrte ich mit Freude zum früheren lustigen Leben zurück.

Ein Zehner hat auf dem Broadway viel Arbeit. Eines Tages wurde ich für Alimente hergegeben, die irgendein Mann seiner geschiedenen Frau zahlte. Ich fiel in ein kleines Zämschledertäschchen, in dem viele kleine Zehncentmünzen lagen. Sie prahlten damit, daß sie im Sommer, zur Gefrorenes-Zeit, viel Arbeit hätten, daß manchmal eine von ihnen gleich bei drei Kindern auf einmal diene. Aber wir Bisontbanknoten kennen das nicht, wir hängen uns an keinen Menschen, der etwas für sein Vergnügen ausgeben will.

In irgendeiner Nacht wurde ich schlieflich entehrt. Ein gewisser Gentleman mit dem Vorwort van vor dem Zunamen warf mich mit einem Bündel anderer Noten auf einen grünen Tisch. Um Mitternacht dann ragte ein untersehter Mann mit langsamen Bewegungen und einem Gesicht, das fett war wie das eines Mönches, mich mit dem ganzen Banknotenstoß vom Tisch und legte uns zu einem Haufen zusammen.

„Schreib fünfhundert auf, Charlie, für meine Rechnung“, sagte er zum Croupier, „und paß auf! Ich gehe ein wenig an die frische Luft. Sollte jemand die Bank sprengen — dann findest du im oberen Fach der feuerfesten Kasse, in ein Zeitungspapier gewickelt, sechzigtausend Dollar. Sei mutig. Sei immer mutig. Good bye.“

Ich lag zwischen Zwanzigern. Einer von ihnen sprach mich an:

„Heut ist es dir gelungen, Zehner. Du wirst das wahre Leben sehen. Der alte Jack hat die Absicht, leichtsinnig zu sein.“

„Um was handelt es sich eigentlich?“ fragte ich. „Ich verstehe nicht viel von der Sache.“

„Der alte Jack“, erklärte der Zwanziger, „ist der Inhaber einer Spielhölle. Heute will er ein liederliches Leben führen. Vor einigen Tagen hat er fünfzigtausend für den Bau irgendeiner Kirche angeboten, aber man hat sein Geld nicht angenommen. Man hat gesagt, sein Geld sei „en'scht“.“

„Was ist das, eine Kirche?“ fragte ich.
„Ach ja, das hab ich ja vergessen. Natürlich kannst du nicht wissen, was eine Kirche ist. Du bist zu groß, um in den Klingelbeutel geworfen zu werden, und schäbig, um auf einem Wohltätigkeitsfest für kirchliche Zwecke ausgegeben zu werden. Auf solchen Wohltätigkeitsfesten kosten gewöhnliche Federn und

Kinderkleidchen wenigstens je zwanzig Dollar . . .

Der alte Jack war ohne Zweifel ein Lieberjahn erster Klasse. Aber man muß zugeben, daß er auch in Trinkgeldgeben den Kellnern gegenüber kein Knicker war.

In kurzer Zeit ging das Gerücht um, der alte Jack werfe sein Geld zum Fenster hinaus, und gleich war um ihn ein Haufen „guter Freunde“ versammelt. Wiewohl Jacks Geld „entehrt“ war, tranken die Kumpans des alten Kartenpielers ohne Scham auf seine Rechnung. Im Anfang setzten sich zu seinem Tisch nur persönliche Bekannte, dann kamen die Freunde dieser Bekannten, und schließlich umgaben den alten Jack nicht nur seine Kameraden, sondern auch Feinde, die der Zufall zu Freunden gemacht hatte. Jacks Rechnung wurde immer komplizierter; Nachtsalter müteten seine Freigiebigkeit aus; die Kellner verlorren den Kopf.

So kamen wir einmal auch in ein Kaffeehaus in einem besseren Bezirk der Stadt. Ich kannte dieses Lokal. Kaum hatte der Geschäftsführer uns erblickt, da rief er auch schon die Kellner bei ihren Nummern: „sechs“ — „elf“ — „zweihundzwanzig“ — „neunzehn“ — „zwoß“, daß sie bereit ständen, falls es jemand hinauszurufen gäbe. Aber der alte Jack hatte in dieser Nacht keine Lust, Nadan zu schlagen und das Einkommen von Tischlern und Glashüttenbesitzern zu erhöhen. Er setzte sich ruhig nieder und sumnte irgendein Liedchen vor sich hin. Die Zwanzigdollarnote erklärte mir, der alte Jack sei durch die Abgabe der Kirche aufs tiefste empört. Und doch wurde in seinem Kaffeehause fröhlich gezacht und der Champagner floß in Strömen.

Schließlich nahm der alte Jack ein Bündel Banknoten aus der Tasche, zählte eine Anzahl von Zwanzigern ab, die über mir lagen, so daß ich auf dem Bündel obenauf lag, legte die abgezählten Noten vor sich auf den Tisch und wandte sich an den Eigentümer des Kaffeehauses:

„Wirk“, sagte er, „das ist das Geld, das die guten Leute nicht annehmen wollten. Wirft du es für deine Ware nehmen? Man sagt, daß es „entehrt“ ist.“

„Ich werde es annehmen“, erwiderte der Eigentümer, „und es in die Kasse zu jenem Geld legen, das die Tochter des Pastors für ihre Klüße von jenen Leuten bekommen hat, die dafür Geld für den Bau einer neuen Kirche hergegeben haben.“

Um ein Uhr nachts, als die Kellner die Fronttüren zu schließen und die Hintertüren zu öffnen begannen, stahl sich irgendein Weib ins Lokal und trat an den Tisch des alten Jack. Ihr kennt diese Art von Weibern wahrscheinlich — ein schwarzes Umhängeluch, zerzaustes Haar, ein zerknittertes Kleid, blaßes Gesicht, der Blick einer kranken Kläbe — Typ der Anwärterinnen auf einen Unfall durch das nächste rasende Auto oder auf den Straßentempel. Sie stand schweigend da und sah das Bündel Banknoten an.

Der alte Jack nahm mich, erhob sich und trat zu dem Weibe hin.

„Ich bin ein Kartenspieler“, sagte er mit theatralischem Pathos. „Dies hier ist eine entehrte Banknote. Ich habe sie heute abend von irgendeinem Gentleman bekommen. Wo er sie herausgeschüttelt hat — weiß ich nicht. Wenn Sie mir die Ehre geben und diese Banknote annehmen wollen — bitte sehr.“ Mit zitternder Hand nahm mich das Weib.

„Sir“, erwiderte sie, „ich habe tausende

solcher Noten zu Bündeln zusammengelegt, kaum daß sie aus der Presse gekommen waren. Ich habo in der Staatsdruckerei gearbeitet und mein Vorgesetzter war ein hoher Würdenträger . . . Ihm verdanke ich diese Stellung . . . Sie sagen, daß diese Banknote jetzt entehrt sei. O nein, sie war schon viel früher entehrt . . . Wenn Sie wüßten . . . Aber nein, ich sage kein Wort mehr . . . Ich danke Ihnen von ganzem Herzen . . . Ich danke Ihnen.“

Was glaubt ihr, wo mich das arme Weib hingetragen hat? Zum Väter! Sie wechselte mich und ging mit einem Dutzend Semmeln und einem Obsttuchen von der Größe eines Antopneus weg. Selbstverständlich bin ich nicht bei ihr geblieben. Natürlich war ich in der Kasse des Vaders und versuchte zu erraten, ob ich tags darauf in der Apotheke für irgendeine Essenz oder für Kaff als Mehlzusatz ausgegeben würde.

Eine Woche später begegnete ich einem Dollar, den der Väter meiner vorübergehenden Besitzerin herausgegeben hatte.

„Hallo, Nr. 35,039,669“, rief ich ihn an, „bist du nicht vergangenen Sonntag als Reif

auf mich beim Väter herausgegeben worden?“

„Stimmt“, erwiderte der Dollar mit der ihm eigenen Ruhe.

„Wie ist es dir ergangen?“ fragte ich. „Das Weib hat Nr. 17,051,431 für Milch und ein Stück Fleisch ausgegeben. Mich hat sie zur Bezahlung des Mietzinses aufgehoben. Sie wohnt in einer winzigen Kammer, in der ein krankes Kind liegt. Das hättest du sehen sollen, wie sich das auf die Semmeln gestürzt hat. Ich nehme an, daß es sehr hungrig war. Dann sprach das Weib ein Gebet und legte sich schlafen. Wir Dollars hören zehn Gebote in der gleichen Zeit, in der ihr Zehndollarnoten nur ein einziges hört. Das Weib betete: Segne die, die uns Almosen geben. Aber sprechen wir von interessanteren Dingen. Ich habe jetzt genug von der Gesellschaft, in der ich verkehren muß! Wenn ich wenigstens in die Kreise gelangen könnte, in denen ihr „entehrten“ Zehner verweilt!“

„Schweig“, sagte ich ihm an. „Wer gibt es keine entehrten Zehner: Ich will von entehrtem Geld nichts hören. Es gibt kein solches auf der Welt!“

Aus dem Nachlaß eines Sträflings.

Von Benjamin Leg.

Der Tag erstand . . .

Der Sonne Brand

Verjagte die Augen

Mir.

Die Ruhe schwand.

Wein Leid verwand

Ich seufzend

Dier.

War unbekannt,

Vin jetzt verbannt.

Das Glück ist

Fern von mir.

Ein ehern Band

Umschließt die Hand,

Läßt mich nicht

Bis zur Tür.

Vom Gitterrand

Blickt unverbunden:

Der Tod nach

Mir.

Die Rückkehr.

Von Marguerita Comert.

Beim Erönen der Glode fuhr Frau Gilou einfachrecht aus dem Bett auf. Sie zündete das Licht an und sah nach der Uhr. Dreiviertelzwoß, sie hatte sicherlich geträumt!

Frau Gilou pflegte sehr früh schlafen zu gehen, und das wußten auch ihre Bekannten. Sie löschte das Licht wieder aus, und stand gerade im Begriff einzuschlafen, als es wiederum läutete.

Was konnte das nur sein zu dieser Stunde? Eine Nachbarin, die erkrankt war, Feuer? . . . Schnell sprang sie aus dem Bett. Da sie aber diesmal verärrumt hatte, das Licht anzuzünden, tastete sie sich durchs Dunkel, stieß sich hier und da und warf einen Stuhl um. Ich träume wohl, dachte sie. —

Aber die Glode läutete, läutete ungeduldig, rasend und plötzlich geschah etwas Entsetzliches:

„Ich bins, Léon“, rief eine heßere fette Stimme hinter der Tür. Dreißig Jahre lang hatte Frau Gilou diese Stimme nicht mehr ge-

hört. Sie zitterte am ganzen Körper, tastete weiter durchs Dunkel und stieß an einen Tisch.

„Ich bin es, Léon! Kannst du denn nicht hören, brüllte der Mann ungeduldig.

Sie erreichte die Tür und öffnete sie.

„Was, hast du nicht mal die Lampe angezündet?“ schimpfte er. Schnell hüllte sie sich in ihren feinen Samischlafrock und machte nicht ohne Stolz Licht in ihrer neuen kleinen Wohnung.

„Hast du Essen für mich?“

Sie wärmte ihm die Suppe, die er mit zu friedener Grimasse verschlang.

„Wein!“ kommandierte er.

Sie holte Wein und er spülte mehrere Glas hinunter.

„Ich bin noch immer hungrig! Der mit deinem Vorrat aus der Speisekammer — immer ran . . .“

Sie holte Leberpastete, Käse und Kapsel herbei. Er knabberte und schmazte und verschlang alles, was sie brachte, als wenn er an seinem eigenen Tische säße. Als sie ihm einmal das Brot reichte, legte er seine Hand auf ihren alten sehnigen Nacken, und sie erinnerte sich in diesem Augenblick mit Grausen seiner brutalen Zärtlichkeiten von vor dreißig Jahren . . .

Als er dann endlich gesättigt war, fragte er mit breitem Grinsen, wie sie denn lebte. Obwohl er keinen Schnurrbart mehr trug, und sein Mund fast zahlos war, konnte sie doch noch jenes sonderbare tede Lächeln sehen, das sie einmal betört und ihre Jugend runniert hatte.

Dann redete er sich saul und froch ins Bett, in ihr Bett, um in wenigen Minuten bereit zu schnarchen.

Frau Gilou schlug eine Decke um ihre Beine und setzte sich in den Lehnstuhl, der in dem kleinen gemütlichen Speisezimmer stand . . .

„Ich bin es, Léon!“ . . .

Vor dreißig Jahren hatte sie ein langes Jahr hindurch alle Nächte gewacht und auf diese Worte gewartet und gelauscht.

Und nun — kam er zurück, nachdem sie sich daran gewöhnt hatte, allein zu sein und das bißchen zu genießen, was sie sich durch harte Arbeit zusammengekramt hatte.

Kun kam er also wieder und verlangte, hier Herr zu sein und brachte seinen widerlichen Gestank von Tabak, Wein und Schweiß mit in ihre saubere, zierliche Wohnung, wo alles so gemüßlich war.

„Ich bin's, Leon! Er war wiedergekommen.“

Die arme, kleine Frau Gilou verbarg ihr zungeliges altes Gesicht in ihren Händen und

weinte, wie an jenem Abend vor dreißig Jahren, da er von ihr gegangen war — und sie geglaubt hatte, daß er nie wiederkehren würde.

Matwej Koschemjakin.

Jedesmal, wenn diese schreckliche Schlaflosigkeit, die alten Leuten die Nächte zur Qual macht, Matwej Saweljew Koschemjakin besiel, richtete er sich in seinem Bett auf, ließ die Gedanken Tag für Tag durch die Vergangenheit schweifen und schrieb in seiner deutlichen, großen, altertümlichen Handschrift seine Erinnerungen in ein dickes Heft nieder, dessen Aufschrift lautete:

„Betrachtungen und Ansichten eines unbekannten Bewohners der Stadt Skurow, nebst einer Darstellung eilicher Vorfälle, die sich daselbst zugezogen, nach fremden Berichten wie auch nach eigener Beobachtung geschildert.“

In etwas kleinerer Schrift war diesem Titel noch folgendes hinzugefügt:

„Zu eingehender Durchsicht, damit sich von den traurigen Zuständen des russischen Kleinstadtlebens ein richtiges Bild ergibt.“

Mit diesen Sätzen leitete Maxim Gorki seinen unlängst im Malik-Verlag erschienenen zweibändigen Roman „Matwej Koschemjakin“ ein, dessen erster Teil „Der Sohn einer Nonne“ den Lesern des Bücherkreises schon früher erschienen ist. „Am Banne der Kleinstadt“ betitelt der Dichter den zweiten Band.

Roman der Kleinstadt! — Unwillkürlich suchte man in der deutschen Literatur nach dem verwandten Typus. Man denkt an ältere Dichter, die alle die Kleinstadt als Hintergrund zu Erzählungen und Romanen nahmen, man beginnt sich auf Goring, Friedrich Schuch, Heinrich Mann und versucht, aus ihren Werken das Wesen der deutschen Kleinstadt zu erkennen. Man findet, besonders bei den Älteren, häufig eine humorvolle oder beschauliche Beklärung, seltener schon eine realistische Zeichnung des Kleinstadters, so gut wie nie ein soziologisches Charakterbild der Kleinstadt.

Rußland kennt den durch die Industrialisierung bedingten Umformungsprozeß der Kleinstädte noch nicht. Seine verloren in der weiten Landschaft schwimmenden Kleinstädte liegen noch immer fast außerhalb alles gesellschaftlichen und politischen Geschehens, sind zeitlose, mittelalterlich geartete Siedlungen mit jahrhundertalten Formen des wirtschaftlichen, religiösen und all-gemeingeistigen Lebens. Es ist eine bedrückende, hoffnungslose Chronik, die Matwej Koschemjakin, der Titelheld des Buches, von seiner im Wolgadrift gelegenen Heimatstadt anzeichnet. Der gutmütige, innerlich bessere Koschemjakin kämpft als Bürger von Skurow gegen die öde, einschläfernde, alle Lebenskraft aufzessende Langleike der Stadt. Eine Langleike, der alle verfallen, die in der Stadt leben, gegen die kein Mittel hilft, kein Rat, kein Kartenspiel, auch nicht die regelmäßigen Massenprügeleien, an der Kinder und Erwachsene mit der gleichen Begierde teilnehmen, und in der sich alle ungenutzte Kraft in wilder Lust verent, keine Abenteuer mit Weibern, nichts, nichts.

„Mit meiner Lustigkeit ist es nicht sehr weit her“, sagt einer der Ärgsten, im Kern aber durchaus nicht schlechten Krakeeler der Stadt. „Wenn man nachts so feines Weges geht, es ist düster und leer, und man mag gar nicht dahin gehen, wohin man unterwegs ist — nun, weißt du, da kann einem schon mal gruselig werden, und dann brüllt man eben los oder singt oder klopft irgendwo an ein Fenster, — nicht etwa, weil man durchaus Krakeel machen will, nein, bloß so: ob da was Lebendiges ist? So ist

es immer: man ist nicht lustig, weil das Spaß macht, sondern nur aus Langeweile.“

„Langweilig ist's, jöhnt ein anderer, der in der Eintönigkeit des Lebens verzweifelt und sich erschöpft. „Langweilig ist's!“ wiederholt Koschemjakin und entsetzt sich, daß auch sein Vater dieses Wort, das wie eine Anklage gegen das Leben klang, so manchenmal gebraucht hatte.

„Er fühlte eine innere Veräufung“, so erzählt der Dichter nach diesem Selbstmord von Koschemjakin, „als wäre jener Schuß in seine Brust gefallen und hätte all die beunruhigenden und unklaren Vorstellungen wieder emporgerüttelt, die sich dort beinahe schon zu der dumpfen Gleichgültigkeit eines Menschen, der vom Leben ohne Kampf besiegt war, verdichtet hatten. Ganz mechanisch hatten sich die empfangenen Eindrücke durch ihr Schwergewicht, dem sein Wille nicht entgegenwirkte, in seiner Seele zu einer festen, jähem Rasse verdichtet und in ihm ein niederdrückendes Ohnmachtsgefühl erzeugt. Jeder Keim des Widerspruchs, der Auflehnung gegen diesen Prozeß der Aufjagung des Menschen durch das Leben ersticke rasch und leicht in diesem trägen Gedankensumpf, und das Leben, dieses in seiner Eintönigkeit, Schwungslosigkeit und inneren Armut so schreckliche Leben von Skurow, trug den Sieg davon.“

Um die festen Schlingen dieser trostlosen Langleike von Skurow zu zerreißen, die in dem Menschen zuerst das Tier weckt und ihn dann, seine Seele ganz unmerklich ertötend, in ein stumpfsinniges Stück Vieh verwandelt, bedarf es einer ununterbrochenen Anspannung der ganzen geistigen Kraft und eines unerschütterlichen Glaubens an die menschliche Vernunft. Diesen Glauben aber gibt dem Menschen nur die rege Teilnahme an dem großen Leben der Welt.

Aber die Zeit steht nicht still, trotz scheinbarer Zeitenrast in Skurow, und außerhalb ihrer Mauern, in den Großstädten, den Zentren des Reiches, läuft sie sogar rascher als sonst und Ereignisse von ungahuter Bedeutung, die nahende Revolution, tragen ihren Hall auch in die vielen hundert und tausend Kleinstädte, die alle so isoliert liegen wie Skurow. Politiker und Revolutionäre kommen nach Skurow, verkehren im Koschemjakins Haus, tragen ihre modernen Gedanken und Ideen unter die uninteressierten Menschen des Städtchens. Aber wer auch kommt, jeder erschrickt über die Welt, die er hier vorfindet, die auch russisch ist und doch so fremd erscheint, erschrickt über ihre Mittelalterlichkeit, über die Untätigkeit ihrer Menschen, über ihren Aberglauben, und alle fühlen den tiefen Gegenjag zwischen dem Leben dieser Stadt und ihrem Leben draußen, zwischen dem traurigen Zustand hier und dem Ziel ihres Wollens. Ohne bestimmten Zweck, wenn auch in dem unwillkürlichen Drang, sich dadurch freizubalten, hat Koschemjakin das trostlose Leben von Skurow aufgezeichnet. Die fremden Verkünder eines neuen Lebens, die die Aufzeichnungen zu Gesicht bekommen, erschüttert die Chronik. So ungeheuer elend, verdorben, dumm und schlecht hatten sie sich die Menschen nicht gedacht. Und sie erfassen die ganze Größe ihrer Aufgabe.

„Was Sie da sagen, ist entsetzlich, und es ist doch sehr richtig beobachtet: Sie sind ein Russe, ich bin eine Russin, und doch sprechen wir zwei verschiedene Sprachen und verstehen einander nicht...“

Eigene Erfahrungen des Dichters klingen aus den Worten, die er seinen Koschemjakin im Geiste an einen der ahnungslosen Revolutionäre richten läßt: „Hier solltest du einmal ein Jahrzehnt verleben, dann würdest du so manches verstehen — —“ Kaum noch ein Roman Maxim Gorkis enthält so viel Bitterkeit, so viel Zweifel am Menschen, an der Idee eines neuen Menschentums, wie dieses gewaltige Epos von der russischen Kleinstadt.

Die beiden Bände sind trotz allen Elendsbildern reich an Schönheiten. Besonders tiefen Eindruck, mehr eigentlich als die Hauptgestalt, hinterläßt ein im Hause Koschemjakins lebender Tatar, der in seiner unverbildeten, unverdorbenen Naturhaftigkeit als der Mensch durch den Roman geht. G. U.

Urfabeln.

Von Siegfried Bergengruen.

Die Geburt der Götter.

Urwelt. Urwald. Armenschentum.

Dampf schrie der Sturm, grell lachte der Blitz, donnernd aufquoll Lava des Vulkan, gleich einer Pyrie bis an die Stoppel des Himnells. Erdbeben knurrten, Baumriesen starben wie Halme vor dem Wind, Ströme traten aus ihren Ufern, verschlangen das Land, zerwühlten den Grund, zerfrähen die Berge.

Mitten in diesem Chaos gärender Jungnatur stand der Zwerg „Mensch“. Und erschauerte. Furcht schüttelten die ungezügten Glieder.

„Wer tut das alles, das Unerklärliche?“ fragte er seinen Sinn.

Aber niemand gab Antwort.

Da verhällte er sein Angesicht, beugte seine Seele und sprach:

„Es sind Wesen, überirdische, fürchtbare, unbegreifliche, die mir drohen!“

Und er nannte die Wesen „Götter!“

Die Geburt der Halbgötter.

Aufwachsen überstarke aus dem Bolle der Armenschentum. Gefürchtet war deren Zorn. Um den zu vermeiden oder zu besänftigen, legte man Geschenke zu Füßen der Ueberstarken nieder, küßte die Zügel ihrer zottigen Felle und sprach:

„Habe Erbarmen mit mir, o Herr! Sieh, ich bin so schwach!“

Wie lächelten da die Ueberstarken geschmeichelt und stießen zum Scherz mit dem Fuße nach den Bittstellern.

Der Stärkste der Ueberstarken aber, der erste Fürst, sprach eines Tages also zum Volke:

„Ihr fürchtet die Götter! Ihr fürchtet auch mich, den Ueberstarken, den Uebermensch, den Halbgott! Wenn ihr wollt, daß ich euch wohlgeneigt sei, bringt ihr mir Gaben. Also bringt auch den Göttern Gaben, damit sie sich eurer Armjeligkeit erbarmen.“

Da sagte das Volk:

„Du hast Recht. Aber wie sollen wir das tun?“

Der erste Fürst antwortete:

„Ich bin ein Halbgott, also den Göttern näher als ihr Untermenschlichen. Wohlan, so schafft die Geschenke, die ihr für die Götter bestimmt, zu mir, ich werde sie weitergeben. Und wisset, die Götter haben Gefallen daran, wenn ihr euch demütigt, denn ich bin ihr Vertreter!“

Da stimmte das Volk ein Freudengeheul an, schlug den Urwaldboden mit der Stirne und lief heim in seine Höhlen und brachte dem Fürsten allerlei Geschenke.

Einen Teil davon verbrannte er auf einem großen Felsen, das meiste aber verpeiste er heimlich mit seinen Knechten und Söhnen und lachte über die Dummheit des Volkes.

„Das Grenzerbuch.“

Ein Buch über das Werden Nordamerikas und über den Untergang der Indianer.

„Das Grenzerbuch.“ Von Friedrich von Gagern. Verlag Paul Parey, Berlin SW 11. Preis: Gebd. M. 12.—.

Viel Sagenhaftes und Romantisches spinnst sich um die Geschichte der Ureinwohner Nordamerikas. Wer hat nicht in seiner Jugend mit heißem Kopf und fieberndem Puls die Geschichten Coopers, Karl Mays oder gar die Indianergeschichten obskurer Herkunft gelesen, die von den Kämpfen der weißen mit der roten Rasse handelten! Der größte Teil dieser Bücher und Büchlein war Kolportageliteratur und Kolportageromantik; eine ernsthafte, wertvolle und künstlerische Darstellung der Geschichte des Indianervolkes und des siegreichen Vordringens des weißen Mannes hat es bisher nicht gegeben. Der Verfasser des obgenannten Buches hat diese Lücke ausgefüllt und wie ihm dies gelungen ist, dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß dieses Buch sieben Monate nach seinem Erscheinen schon die erste Auflage erlebte. Das Buch handelt von Pfadfindern, Lederstrümpfen, Indianern und ihren Häuptlingen, aber man vermisse darin nicht eine der herkömmlichen und oft recht üblen Erzählungen von Indianern und Trappern. Mit glänzender Erzählungskunst hat sich hier eine genaue Kenntnis der wirklichen historischen Vorgänge vereinigt, um dieses prächtige, einzigartige Buch entstehen zu lassen. Es ist nicht nur ein anschaulich und lebendig geschriebenes und von kräftigem Humor erfülltes Buch, sondern eines, das auch auf geschichtswissenschaftliche Bedeutung vollen Anspruch erheben darf. Wie das heutige Nordamerika geworden ist, wie sich sein Aufstieg, der über Berge von Leichen ging, vollzog, so daß es zur weltbeherrschenden Macht werden konnte, das hat hier Friedrich von Gagern, der übrigens die Indianer aus eigenem, jahrelangen Zusammenleben mit ihnen kennt, zu einer ebenso wissenschaftlich bedeutenden, wie spannenden und genussreichen Lektüre gestaltet. „Für unser Geschick“, so sagt Gagern über das dunkelste Kapitel in der Geschichte Amerikas, „sind die Helden dieser wirklichen Ilias wesentlich als des Sängers unsterbliche Menschen und Rossesbeherrscher. Ohne die Grenze und ihre Kämpfe kein Amerika, kein Robespierre, kein Napoleon und ein gänzlich verändertes Weltbild — das Bild einer bedächtig englischen statt unserer roh vergebenden amerikanischen Welt einer bescheiden pflegenden, nicht knalligen Welt.“ Dieser Satz sagt auch alles über die geistige und sittliche Einstellung des Verfassers, der dem, was heute „Kultur“ genannt wird, mit tiefem Widerwillen gegenübersteht. Das Buch ist wert, in jeder Bibliothek Aufnahme zu finden.

Was mancher nicht weiß.

Das einzige Land der Erde, das den Tabakgenuß in jeder Form verboten hat, ist Tibet. In dem Regierungserlaß heißt es u. a.: „Im Tabakrauch würden die Götter, Lamas und Schutzgötter unseres Landes verschwinden. Ein übler Dunst würde sich allenthalben verbreiten, der Menschen und Tieren schadet. Uebelkeiten, Krankheiten und Tod verübt; daher darf kein Tibetaner rauchen.“

Telephon und Eisenbahn. Auf 100 Einwohner entfallen in Kristo 31 telephonische Anschlüsse, in New York 32, Zürich 13, Frankfurt 12, Berlin 11, Paris 8, London 7 und Wien 6. Am billigsten reist man in Polen und Böhmen, am teuersten in Deutschland und Norwegen

sowie in Südslawien. Hundert Kilometer 3. Klasse kosten in Polen 2.60 Mk., Tschechoslowakei 2.78 Mk. — Deutschland 5 Mk., Norwegen 7 Mk., Südslawien (Schnellzug) 5.13 Mk.

Nie gelb werdendes Elfenbein geben die Zähne des Nilpferdes.

Das Gewicht der Luft, die der Mensch täglich einatmet, ist sechsmal so groß als das Gewicht der von ihm verzehrten Nahrungsmittel.

Durch die Tätigkeit des Wassers wird die Oberfläche der Erde in 12.000 Jahren durchschnittlich um einen Meter erniedrigt.

Allerlei.

Was ein Polyp ertragen kann. Was tierische Zellen an Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse leisten können, zeigt ein Versuch, der vor einiger Zeit von dem Forscher Child, einem Gelehrten der Universität Chicago, vorgenommen wurde. Als Versuchstier hatte er den zu den Pflanzentieren (Cölenteraten) und zur Familie der Tubulariden gehörenden medusenerzeugenden kleinen Polypen *Cornymorpha* bestimmt, der nun, wie sich zeigte, tatsächlich nicht umzubringen war. Zuerst wurden die Tiere in einem Mörser mit Seesand zusammen zerrieben, bis sie eine ganz formlose Masse bildeten, worauf diese Masse durch ein ganz feinnäsiges Seidennetz gesiebt wurde. Die Gewebeszellen, die diese Prozedur überstanden und das Sieb passiert hatten, waren nun aus ihrer früheren Zusammensetzung vollständig losgelöst, aber trotzdem noch am Leben, und zwar noch so lebensstark, daß sie bereits begannen, sich in Gruppen zu formen. In einem Zustand, in dem jedes auch nur einigermaßen höher organisierte Lebewesen unbedingt zugrundegegangen wäre, erwachten in diesen Zellen schon wieder neue Wachstumskräfte. Sie näherten sich den ihnen am nächsten liegenden Zellen, vereinigten sich mit ihnen, bildeten sodann immer größere Zellgruppen, die sich schließlich zu Kugeln formten, die allerdings nur dann am Leben blieben, wenn sie einen gewissen kleinen Umfang nicht überschritten. Dadurch scheint bewiesen zu sein, daß bei diesen niederen Tierformen die Lebenskraft nicht nur durch die Körpergröße an sich bedingt wird oder auch nur mit ihr zusammenhängt. Was jedoch die kleineren Kugeln anbelangt, so blieben sie nicht nur am Leben, sondern bildeten neue Zellen und entwickelten sich schließlich wieder zu vollständig normalen Tieren, sei es zu einer Vereinigung mehrerer Individuen oder zu Einzeltieren.

Gedanken-Gpflitter.

Aus Senecas Aporthyphen.

Die Edelente liefern nichts, wie ich höre, sondern verkaufen ihre Produkte denen, welche liefern müssen; ein herrlicher, königlicher Unfuss! Sie sind die Fälschler des Staates.

Wo man anfängt, den Krieger von dem Bürger zu trennen, ist die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit schon halb verloren.

Die geheime Geschichte der sogenannten Großen ist leider meistens ein Gewebe von Niederträchtigkeiten und Schandthaten.

Sobald ich das Wort Gnade höre, jähre ich jogleich zurück; denn da hat die Vernunft ein Ende, und es hat nur unter Verbrechern und Dummköpfen Sinn.

Haarsrezepte

Wäschestücke bleicht man, indem man einen Teelöffel voll Cremortartari (gereinigten Weinstein) in zirka 4 Liter kaltes Wasser schüttet und die Wäschestücke über Nacht darin einweicht; danach wäscht man sie wie gewöhnlich.

Fettige Haare wäscht man in warmem Wasser, dem ein Teelöffel Borax beigelegt wird.

Zitronen lassen sich im Haushalt mehrere Monate lang unverändert frisch und festig erhalten, wenn man sie, ohne daß sich die einzelnen Früchte berühren, in einer Kiste mit Sägespänen aufbewahrt.

Ein unausgeglichener Anstrich kann wieder ein frisches Aussehen gewinnen, wenn man diesen dünn mit Leinölfirnis überzieht. Dieser trocknet schnell und hat die gleiche Wirkung wie Lack.

Weiteres.

Das verschnappte Plaidoyer. Verteidiger (zu den Geschworenen): „Der Hauptfehler und eine unglückliche, wenngleich leider charakteristische Eigenschaft des Angeklagten ist es, daß er Dieben und Schurken von der niedrigsten Sorte stets glaubte. Ich hoffe, meine Herren Geschworenen, daß dieser und viele anderen missierenden Umstände Ihnen ganz klar sein werden, und daß mein Klient Ihnen sein volles Vertrauen schenken darf!“

Der Freundin ins Poesie-Albaum: „Augen haben kurze Beine. Dies wünscht Dir von Herzen Deine Ruth.“

Bisfig. Zwei Frauen unterhalten sich auf der Straße über ihre Männer. Schließlich sagt die eine: „Mein Mann sagt selbst, daß er immer an mich denkt, auch dann, wenn er bei der Arbeit ist.“ — „Ja, ja, den Eindruck hatte ich auch, als ich ihn gestern Teppiche klopfen sah.“

Späte Reue. „Oh, oh!“ höhnte die Frau. „Hätte ich doch auf meine arme Mutter gehört und dich nicht geheiratet!“ — Der Mann starrte sie eine Weile an, ehe er Worte fand: „Hat deine Mutter wirklich versucht, unsere Heirat zu verhindern?“ — Die Frau nickte heftig. Diese Reue blickte aus den Zügen des Mannes, als er sagte: „O Gott! Wie habe ich der Frau unrecht getan!“

Die verkehrte Seite. Manu: „Ich wollte, du würdest endlich einsehen, daß jede Frage zwei Seiten hat. Jane.“ — Frau: „Ja, aber ist das denn ein Grund dafür, daß du immer auf der verkehrten Seite bist?“

Rätsel-Ged.

Zilbenjucherrätsel.

Wiesbaden, Dastimeter, Regel, Stirner, Zioffohn, Annes, Hasjenbeck, Zahne, Zobern, Mohrrübe, Fischnek, Kaster, Dresden, Stahlhelm, Gessit, Jenien, Rudern, Nadelbaum, Diebstahl, Reigen, Anckel, Pflaster. Diese Wörter enthalten einen merkwürdigen Ausspruch Goethes. Die zur Vorbildung benötigten Zilben sind den Wörtern ohne Rücksicht auf Zilbenreimung und ohne Henderung der Reihenfolge zu entnehmen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. Wagrecht: 1 Bad, 2 Run, 3 Pol, 4 Tom, 5 Sen, 6 Rah, 7 Rad, 8 Gnu, 9 Man, 10 Sam. Senkrecht: 7 Run, 8 Proja, 11 Eden, 1 Berlin, 12 Danton, 13 Agis, 14 Mohn, 15 Uim.